

# Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 24. Februar 1916

## Sie bessere Stimme.

Von Mermaid.

Die Nikoline Wendruschat hat dem Kaiser vier Söhne gegeben. Zwischen den moorigen Kesseln des Waldes liegt ihr Haus, gebuddelt unter dem Schinddach, ganz einsam. Aber der gelende Hohnstoss des Krieges rief auch die vier Waldläufer.

Der Söhne hat die Nikoline Wendruschat dem Kaiser gegeben — und wird keinen davon wiedersehen.

Auf der Gefangenenstraße nach Sibirien ist der eine im Fieber erkrankt wie ein weggetriebener Stier. Den zweiten verzeht das Feuer in der Scheune, die die Kofaten umzingelt und angezündet hatten. Die beiden Jünglinge liegen in der schlammigen Tiefe der Sümpfe vor Warschau.

Wenn der feuchte, glühende Morgen sich hebt, wirbelt über der Waldläuferhütte noch immer der blaue Rauch auf, und die Alte tut ihr Lager wie sonst. Aber ihr Blick ist wild und wie er hart. Es kommen keine Nachbarn, mit ihr Leid zu tragen. Sie haust allein mit der Ziege, die flüchtig und furchtbar ist wie eine Gans, mit dem strapazierten Hund, mit der Raube, die noch keinen fremden Menschen gesehen hat und in der rauen Tiefe des Forstes wildern geht.

Ihrer Gedanken sind wenige geworden und ihrer Worte noch weniger.

Aber manchmal, wenn es sie packt, daß sie durch den Wald rennen muß wie eine gehezte Hirschkuh, schreit sie lang und schrill in die unendliche Einsamkeit hinein.

Einmal dringt der Pfarrer bis zu ihr hinaus. Er will die arme Seele trösten. Es ist, als ob ein Vogel am Urgestein hämmert. Das abgestorbene Herz hört nichts von seinen Worten. Doch als er von den Gefangenen erzählt, die in der Kreisstadt eingedrückt werden, lebt Nikoline Wendruschat jählings auf. Sie spürt aus mit verärrten Lippen: ihre Hände krallen sich ineinander.

„Einen mücht' ich haben! Einen — oder vier! Blut für Blut!“ Und es glimmt dabei in ihren weit umrandeten Augen, daß dem Pfarrer kalt wird. Sie spürt kaum, daß er geht. Wie ein Fisch murmelte es immer von neuem vor sich hin: „Blut für Blut!“

Käuzend kämpft sich der Sturm durch den Wald. Der Himmel steht schwarzviolett über dem saufenden Wipfelmeer. Dann zischt der Regen herab in nebelgrauer Flut; das Dröhnen brechender Stämme hallt aus der Ferne.

Zwischen Seen und Sümpfen geht ein Mensch in der Ferne. Sein Fuß gleitet in gluckende Wasserlöcher; die Zweige hauen in sein Gesicht, wenn er schüchtern zwischen den Sträuchern niederläuert. Auf den Lichtungen aber wirft ihm der Sturm zu Boden, und der von Frost und Fieber geschüttelte Leib bleibt immer länger liegen, ehe er wieder weitertritt, zerhoben, halb betäubt und halb verhungert.

Wäre es nicht doch besser im Gefangenenlager, wo es ein Dach über dem Kopfe gibt und einen Napf warmes Essen?

Warum hat das Heimweh so wütend gebrannt, daß er den Tod nicht scheute, um nur wieder hinzutreten in das armliege, geliebte Dörchen an der Wolga, wo der Bissel vor dem Pfluge geht!

Die Kugel, die der Posten ihm nachgeschickt, sitzt in der Schulter fest.

Als das Unwetter nachgelassen hat und Nikoline Wendruschat aus ihrer dunklen, warmen Hütte kommt, um an der Quelle den Krug zu füllen, liegt einer zwischen den Wurzeln der Eiche, halb schon im fiedernden Wasser, blaublich, mit blutigen Lippen, aber lebend.

Sie dreht den jungen Körper um — ein paar wimmernde Worte in einer fremden Sprache. Die Frau aus dem Grenzlande weiß, wer so spricht: da drüben im Osten, die ihre vier Söhne getötet haben! Aufheulend faßt sie den Leblosen bei den Schultern. Eine Geißel, ein Blutpfand für viermal blühendes Leben! Einen einzigen, den das Schicksal ausliefert für die Rache einer Mutter!

Aber er fieberd und röchelt und weiß nichts von dem ungeheuren Verbrechen, das sein Volk an Nikoline Wendruschat begangen hat.

Er soll leben und erkennen, daß ihn die Blutrache trifft! Mit offenen Augen soll er den Tod sehen! Sie hebt ihn empor, so leicht, wie sie einst ihre Säuglinge gehalten

hat, und wundert sich nicht, wo sie noch die Kraft dazu her hat.

Es ist gar nicht der Rede wert, da er nicht gehen kann, muß sie ihn tragen.

Dünn und abgezehrt ist dieser Leib, und die Kleider kleben naß und fäulend an den Gliedern.

Wie sie ihn in ihr Bett legt, sagt sie verächtlich: „Er kann Jons heißen.“

Den Namen hat immer der Hund geführt, der mit den Waldläufern ging.

Jons ist sehr krank. Die Alte legt ihm Umschläge auf die Schulter und trauert Ziegenmilch zwischen die klappernden Zähne. Der rötliche Schein des Kesselfeuers auf dem Herde erlischt die ganze Nacht nicht.

Zimmer in drei zitternde Stöße jerrt, kommt der Atemzug aus der wunden Brust. Und der Kopf glüht mehr und mehr.

Wenn das so weitergeht, wird Jons sterben.

Grübelnd starzt die Alte vor sich hin. Die weiße Frau im Dorfe ist ihre Anverwandte. Die tocht ein Wundwasser und weiß einen kräftigen Spruch. Wenn sie den über einem Kranken spricht, kann er gesund werden, falls er nicht stirbt.

Das kostet zwar schon ein Silberstück — aber vielleicht, weil Nikoline ihre Ruhme ist, tut sie es für zwei frische Eier und das Hofelhubn, das der Kater gestern aus dem Walde heringeflogen hat.

Gegen Morgen jagt der Regen wieder vom Himmel, und der Sturm brüllt um das Haus. Das Fieber steigt und steigt.

Die Alte zieht sich hohe Schaffstiefel an, schürzt die Röcke und nimmt einen Sod über Kopf und Schultern. Sie wird die weiße Frau Alina holen, sonst brennt der Junge aus wie ein Licht.

Der Kater sitzt auf der Herde und faucht argwöhnisch nach dem fremden Gesicht hinüber. Den sperrt sie in die Kammer, damit er Jons nicht tragt, und die Ziege dazu, damit sie Jons nicht lößt. Durch den stürzenden Regen läuft sie auf Wegen, die nur sie und das Wild kennen, dem Dorfe zu.

Nach drei Stunden kommt sie mit der weißen Frau wieder. Alina schilt über den argen Gang. Aber für zwei frische Eier und das Hofelhubn macht sie ihn.

In der Hütte streift sie ihre tropfenden Hüllen ab und späht dem Kranken ins Gesicht.

„Um Jesu willen, Ruhme, das ist ja gewiß der Gefangene, der auf dem Wege zum Lager entflohen ist! Die Gendarmen haben ihn in allen Häusern und Höfen bei uns gesucht!“

Nikoline Wendruschat schüttelt störrisch den Kopf. „Er ist aus der Freundschaft meiner Söhne — an der Grenze zu Hause. Die Mutter ist eine Letztliche gewesen. Du tannst noch einen Silbergroßen bekommen, weil der Weg so weit ist. Aber rede nicht von dem Burschen.“

Albina hat ihren Spruch gesprochen und die Wunde mit dem heilfamen Wasser gewaschen. Ein kaltes Zwicklicht des Regens verschwindet sie zwischen den Stämmen.

Nun ist Nikoline wieder allein mit dem Fremden, den sie Jons genannt hat, wie den Hund, und denkt sich mit dunklen Blicken aus, was seiner wartet, wenn sie ihn ausliefert.

Sie kann es ja tun — freilich; sie muß es ja tun! Sünde und Schande ist es, dem Feinde Pflege und Herberge zu gewähren, ihm, dem Sohne des verfluchten Volkes, das sie zur hinfederlosen Mutter gemacht hat. Mit Striden gebunden sollen seine Häsher ihr forttschleifen!

Kein doch; ihn selber niederstrecken, das würde ihr Herz noch besser fälligen!

Jons ächzt im Fieberschlaf, und beifühmt, mit federleichten Händen neigt die Alte den Umschlag auf der Schulter wieder mit dem Wundwasser der weißen Frau, für das sie das Hofelhubn und zwei Eier und einen Silbergroßen gegeben hat.

Ihren Söhnen hat keiner die letzte Not erleichtert. Durch Stunden und Tage horcht sie auf das Atmen des Totkranken und vergißt den eigenen Schlaf, vergißt Essen und Trinken darüber.

Eine Mutter am Schwarzen Meer weint — und eine Mutter in den masurischen Wäldern weint.

Albinas Spruch scheint zu helfen. Allmählich erlangt Jons das Bewußtsein wieder. Aber schwach ist er, schwächer als ein neugeborenes Kind.

Durch den gelben Herbstnachmittag kommen zwei Männer auf die Waldläuferhütte zu, Männer mit dunkelgrünen Kollern und blanken Helmen.

Albina hat doch von dem Burschen geschwatzt, dem Nikoline Wendruschat Herberge gibt.

In federnden Sprüngen stürmt die Ziege über die Lichtung und flüchtet ins Haus. Die Augen der Alten werden groß vor Schreck.

Die Gendarmen — sie kommen Jons, den Flüchtling, holen! Im Rußland der verschlossene Kattenvorhang über das Fenster, fliegt das Reifig neben dem Herde beiseite. Eine Klappe erscheint darunter, ein schwarzgähendes Loch. Dort hat vor Zeiten der alte Waldläufer manches verborgen, was Förster und Jagdherr nicht zu sehen brauchen.

Die zerrt Jons aus dem Bett, zerrt ihn zu der Falltür, in der Härte der Haft den Tummelnden drängend. Er prallt zurück, als er das Loch sieht; er wehrt sich — Nikoline springt zur Tür und schiebt den Kiesel vor.

Da redet ihr angsterfülltes Gesicht plötzlich so verständlich zu ihm wie das Wort seiner Muttersprache. Gefahr! Gefahr für ihn!

Er gleitet in das Versteck hinunter. Seine Sachen wirft sie ihm nach und häuft wieder das Reifig über die geschlossene Klappe, glättet das Bett, dessen warme Ferwühltheit ihn verraten könnte.

Kautlos schiebt sich unter ihrer Hand der Kiesel wieder zurück. Die Gendarmen finden ein offenes Haus; die Alte sitzt und spinnst.

Wortlos und gleichgültig antwortet sie auf alle Fragen. Ja, ein Bursche sei dagewesen, einer aus ihrer Verwandtschaft. Das Fieber habe ihn unterwegs ergriffen. Wo er jetzt sei? Weitergeändert. Die Albina habe ihn gesundgehebt. Die Alte nickt ja!

Sie läßt die Männer das ganze Haus durchsuchen, das Ställechen und den Heuboden und reicht ihnen zum Abschied mit grimmigem Lächeln einen Wocholderbranntwein.

Aber ihre Arme zittern dabei. Gott sei gelobt, daß sie keinen Hund mitgebracht haben!

Wie sie gehen, horcht sie erst lange mit verhaltenem Atem hinter ihnen her, daß sie nicht etwa unermutet wieder umkehren!

Erst nachdem sie Tür und Fenster wieder mißtrauisch verwahrt hat, wagt sie es, den Verdeckten hervorzuholen. Halb ohnmächtig muß sie ihn aus der Höhlung heben.

Mit zärtlichen Spottreim bringt sie ihn ins Bett, wärmt seine blutleeren Glieder, wäscht seine Schläfen mit dem Brantwein. Jons haust! Er hat wohl gar geglaubt, daß die Alte ihn in dem Loch verkommen lassen wolle!

Wie danach der dritte Tag zu Ende geht, ist Jons tot. Im letzten Kampfe haben sich seine Finger fest um die ihren geklammert, so wie das Kind, das sich im Dunteln fürchtet, nach der Hand der Mutter haßt.

Nikoline Wendruschat lehnt aufrecht am Türpfosten die ganze lange Nacht und sieht in das Gesicht, über das der flackernde Schein der Kerze juckt.

Jener unbekanntes Mutter Sohn ist im Arm einer fremden Liebe gestorben.

Und sie sieht ihre eigenen Kinder vor sich: den, den das Fieber niedergelegt hat auf der Gefangenenstraße nach Sibirien, den, den das Feuer verzeht hat in Feindesland, den einen und den andern, den der gurgelnde Sumpf verschlungen hat.

Und ihre Gesichter fliehen zusammen in den wachsweißen Zügen des Fremdlinges, den sie sich als Geißel und Blutpfand, als Opfer ihrer lechzenden Rache in die Hütte getragen hat.

In der zweiten Nacht gräbt sie ihm das Grab zwischen den Wurzeln der Eiche, neben der Quelle, wo im Frühling Primeln und Anemonen blühen. Sie gräbt ernsthaft und stetig mit dem feierlichen Gesicht des Einjamers, der sich selber Priester sein muß.

Ohne Furcht und ohne Grauen tut sie das Werk, von dem niemand wissen darf, allein in der wipsernden Waldnacht. Ihre Lippen sind fest geschlossen, als ob sie sich nie wieder würden öffnen können; eine schwere Stummheit ist in ihrem Herzen.

So bettet sie den Leib des Namenlosen in die Erde.

Ein Keintuch breitet sie über ihn und dann Schelle um Scholle.

Das Grab ist zu. Moos und Eichenreißig überdecken seine Stätte. Der Wald schweigt und wartet und zittert!

Bis von Nikoline Wendruschat Lippen wieder jener lange, schillernde Schrei bricht — der Schrei der Mutter, die vier Söhne geboren und fünf begraben hat.

## Wie ich meinen verwundenen Mann fand.

Eine Reise in Arztagazetten. Von H. F.

In der Nacht vom 30. bis 31. August 1914 erhielt ich die Nachricht von der Verwundung meines Mannes in der Schlacht bei Tannenberg.

Ich lebte mit meinen Kindern seit Kriegsbeginn in Danzig im Hause meiner Mutter, da wir gleich am ersten Mobilmachungstage aus unserer kleinen ostpreussischen Garnisonstadt fliehen mußten. Hab und Gut dem Feinde preisgebend. Bierzehn Tage war ich ohne Nachricht von meinem Mann gewesen. Wer einen seiner Lieben im Felde hat, kennt diese spannende Warten auf die Post, die stündliche Angst und Aufregung vor einer schlechten Nachricht! Ich empfand es daher zuerst fast wie eine Erlösung, als die Depesche mit den so vertrauensvoll klingenden Worten ankam: „Liegt leicht verwundet Reservoelazarett Osterode, O.“

Ich schickte nun gleich ein Telegramm an ihn nach Osterode mit der Anfrage, ob und wann ich hinkommen könnte, und welcher Art die Verwundung sei. Nach stundenlangem Warten kam endlich die Antwort, die schon etwas weniger günstig klang: „Transport erst in einigen Tagen möglich, abholen erst auf Anruf.“

Über wieder nichts Näheres über den Schick.

Natürlich war ich sofort entschlossen, den Anruf nicht abzuwarten. Ich ging gleich nach dem Bahnhof und der Linienkommandantur, um die nötigen Erläuterungen über Züge, Fahrpläne und einzuholen. Alles war so unglücklich wie nur möglich. Die Bahnstrecke nach dem Osten war für Tage gesperrt, bloß bis Dirschau konnte man fahrplanmäßig reisen. Alle Herren rieten mir nun dringend, bis zum andern Morgen zu warten, um nicht die Nacht auf irgend einem Bahnhof oder gar auf freier Felde liegen zu bleiben. Ich sah das denn auch ein und trat erst am andern Tage 6½ Uhr früh meine Reise an, wohlwollend gerüstet mit Militärfahrchein, Empfehlungskarten an die höheren Eisenbahnbeamten und reichlichen Futtereisen für eventuelle unfretwillige Nacht.

Bis Dirschau ging es verhältnismäßig rasch. Wir erreichten es in 1½ Stunden nach 35 Minuten, aber dann war auch Schluß mit der regelmäßigen Fahrverbindungen. Glücklicherweise nahm mich bald ein Militärtransport auf, der gerade durchkam, und beförderte mich langsam, aber sicher wenigstens bis Marienburg.

Hier bekam ich nun von allen Seiten die wenig ermutigende Auskunft, daß es ganz ausgeschlossen sei, heute oder in den nächsten Tagen weiterzutommen! Alles sei gesperrt, und nun gar die Strecke nach Eylau und Osterode ... undentbar! Der Bahnhofskommandant riet mir sogar sehr freundlich, doch lieber gleich nach Danzig zurückzufahren, als hier Tag und Nacht auf dem Bahnhof zu sitzen. So rasch warf ich nicht die Finte ins Korn!

Nachdem ich mich mit einem saftigen Füllbesteck gefüllt hatte, versuchte ich von neuem mein Heil und ging auf die Telefonstation. Die Beamten waren sehr entgegenkommend, telefonierten in meinem Sinne nach allen Richtungen, ob denn gar keine Aussicht wäre, mich meinem Ziele näher zu bringen. Und siehe da, nach langem Hin und Her wurde ein Postzug aus Danzig gemeldet, der auf Umwegen nach Dirschau-Eylau führe. Nur Lokomotive und ein Wagen. Passagiere würden nicht mitgenommen; nur ein höherer Regierungsbeamter führe mit, der eilige Dienstfachen überbringen müßte.

Doch dieser Zug mich nach Eylau mitnehmen müßte, war mir sofort klar. Er kam gegen 2 Uhr durch Marienburg und machte nur ganz kurzen Aufenthalt. Dann meiner liebenwärtigen Begleiterschreiben und dringenden Bitten wurde ich wirklich mitgenommen, gleichfalls ein höherer Offizier und eine Schwester, die auch in dringenden Angelegenheiten weiter mußten. Wie froh und dankbar war ich, als wir nach stundenlangem Fahrt und vielen Stationen in Dirschau-Eylau anlangten. Von hier war es nun nicht mehr schwierig, nach Osterode zu kommen; schlimmsten Falles hätte man es mit einem Auto oder Wagen erreichen können. Aber mein guter Stern half mir auch diesmal weiter, indem mich wieder ein Truppentransportzug aufnahm, der direkt nach Osterode fuhr. Ich bekam sogar ein Coupé I. Klasse ganz für mich allein, was sehr wohltuend war für Körper und Geist nach diesem angrenzenden Tage.

In Osterode wußte ich auf dem Güterbahnhof auszuladen, der etwa

¼ Stunden von der Stadt entfernt ist. Es war mittlerweile Abend geworden, kein Wagen, kein hilfsbereiter Gepäckträger ließ sich sehen. So stand ich einen Augenblick ziemlich ratlos, ehe ich mich entschloß, mit meiner schweren Reisetasche im Dunteln loszuwandern. Untermwegs fand sich dann aber ein kleiner Barfüßler, der bereit war, meine Tasche zu tragen und mir auch den Weg nach dem Reservelazarett zeigte, wo mein Mann liegen sollte.

Das Herz schlug mir fast hörbar, als wir das Häuschen erreichten, in dem provisorisch das Lazarett eingerichtet war. Die Vorsteherin empfing mich gleich mit den Worten: „Gott sei Dank, daß Sie kommen, gnädige Frau; wir haben Sie schon so herbeigesehnt!“ Auf meine Frage, wie es meinem Mann ginge, antwortete sie ausweichend und rief die Diakonissin, die ihn pflegte. Diese führte mich in ein kleines Zimmer, wo ich im Halbdunkel einen Verwundeten im Bett liegen sah, in dem ich kaum meinen Mann wiedererkannte. Er hatte endlich einen erlösenden Nachschub, tief eingetrunkenen Augen, blaßgelbe Gesichtsfarbe, und bei jedem Atemzug ließ er schredliche röchelnde Töne aus. Ich kam nun zitternd näher und erkannte meinen armen Mann in diesem schwer Leidenden.

Sowie er mich erlöchte, lächelte er ein wenig, winkte matt mit der Hand und ließ sich Papier und Bleifeder bringen. Er schrieb dann die Worte auf: „Die Stimme kommt wieder.“

Nun erfuhr ich von der Schwester das Schreckliche! Ein Geschloß hatte meinen Mann quer durch die Brust getroffen und auch den Kehlkopf verletzt, so daß seine Sprache fürs erste verloren war. Zum Glück war die Speiseröhre unverletzt geblieben, so daß er trotz der Wunden und Schwellungen ohne große Schwierigkeiten ernährt werden konnte. Gleich in der ersten Nacht war, da Erstlingsgefahr drohte, der Lufttröhrenschnitt gemacht worden. Seitdem trug er eine Kanüle. Er hatte furchtbares durchgemacht, und alle hatten für sein Leben getümmelt. Die erste Depesche an mich mit dem „leicht verwundet“ hatte mein Mann noch selbst aufgegeben, aus rührender Rücksicht für mich; er wollte mein Kommen verzögern, um mir den ersten schredlichen Anblick zu ersparen.

Nachdem ich die ersten Augenblicke überwunden hatte, galt es vor allem, mich zu beherrschen, meine Angst und mein Entsetzen hinter ruhiger Miene zu verbergen. Ich erzählte, während mir die Pflöcke vor Aufregung aufeinander schlugen, von den Kindern und meiner Reise, merkte aber bald, daß er zu matt war, um mir zuzuhören.

Ich war so erschüttert, daß ich mich nicht länger beherrschen konnte, vor die Tür schlich und schlaflos vor Jammer an der Wand lehnte. Die gute Schwester, die mir gefolgt war, beruhigte mich. Die Hustenanfälle, die sich oft wiederholten, wären nicht so schlimm, wie sie sich anhörenten und teilsweise lebensgefährlich. Ich hatte wirklich das Gefühl gehabt, es ginge zu Ende.

Mein Mann winkte mir zu und verlangte Zeitungen. Dann kramte und suchte er selbst so lange, bis er das Extradblatt mit der Bekanntmachung des großen Sieges bei Tannenberg fand. Strahlend zeigte er immer wieder auf das Blatt und sich selbst, voller Freude, daß er auch dabei gewesen war. Alle Schmerzen schienen vergessen, es war ein rührender Anblick.

Der Arzt, der dann erschien, machte unserm Zusammensein ein rasches Ende. Mich an den Nachtwachen zu beteiligen, was ich so gern wollte, wurde mir strengstens verboten. Man schob mich einfach vor die Tür und ließ mich mit meinem Jammer allein.

Am Nachquartier hatte ich noch gar nicht gedacht, hätte wohl auch nichts bekommen. Das ganz Städtchen war überfüllt mit Truppen, Verwundeten, Sanitätskolonnen; auch die hohen Stäbe, sogar Hindenburg war in den Tagen dort. Da erlitten zu meiner Freude eine junge Offiziersfrau, die uns dem Namen nach kannte, und sich schon in den letzten Tagen teilnehmend nach meinem Mann erkundigt hatte. Sie bot mir an, zu ihr zu ziehen, obgleich sie auch das Haus voll Quartierung hatte. Ich nahm es sofort mit Dank an, war froh, nach diesem langen, schweren Tag abends in ein Bett zu kommen.

Mein Hauptgedanke war nun, wie bringe ich diesen schwerkranken Mann nach Danzig, Berlin oder einer andern größeren Stadt mit guten Ärzten, denn hier war eine Spezialbehandlung unmöglich. Allein mit dem Kranken zu reisen, hätte ich nie gewagt; die vorzügliche Diakonissin gehörte zu einem Feldlazarett und durfte den Det nicht verlassen. Gehandelt mußte aber werden, so rasch

wie möglich. Ich machte mich also gleich des Morgens auf den Weg und suchte mir den höchsten Militärarzt auf, dem die Feldlazarett unterstellt waren. Mit Witten und Flehen erhandelte ich mir die Schwester zur Kessebegleitung. Ich brauchte mich nur schriftlich zu verpflichten, sie umgehend zurückzuschicken. Im höchsten Grade erfreut ob dieses Erfolges ging es nun nach dem Bahnhof, der Post und dem Telegraphenbüro, um alles für unsere Abreise zu bestimmen. Hier war aber nirgend etwas zu machen, alles war gesperrt, unbestimmt wie lange. Den übrigen Tag blieb ich nun ganz bei meinem Mann.

Meine Stimmung war verzweifelt; angstvoll rang ich die Hände, wenn ich das laute Röcheln und Husten hörte. Alle Räume waren mit Kranken besetzt, fortwährend kamen noch Verwundete dazu, die Schwestern eilten geschäftig hin und her, und ich kam mir wie ausgeflogen vor. Schließlich half ich in der Küche beim Kochen und Abwaschen und besuchte dann immer wieder auf wenige Minuten meinen geliebten Patienten. Voll Unruhe und Sorge suchte ich zu später Stunde mein Nachquartier auf. Es war rührend, wie freundlich ich dort aufgenommen wurde, und das ruhige Abendstündchen dort war mir eine Wohltat.

Der nächste Tag begann mit neuer Sorge, die Nacht war schlecht gewesen, mein Mann matter denn je! Da kam endlich eine erlösende Nachricht. Ein neuer Lazarettzug war gekommen, die Schwesterwundeten zu holen, und in allen Krankenhäusern wurde betreffs Beteiligung nachgefragt. Obgleich mein Mann eigentlich noch keineswegs transportfähig war, entschloß ich mich sofort ihn anzumelden. Gleich nach Mittag begannen wir mit unseren Vorbereitungen, da der Zug um 4 Uhr abgehen sollte. Wir zogen meinem Mann die Uniform und hohe Stiefel an, weil er ja nichts anderes hatte. Mütze und Mantel sorgte ich mir von meiner liebenswürdigen Wirtin, da er ohne beides eingeliefert war. Um drei erschienen die Träger mit einer harten Holzbohle, die wir mit Rissen und Dedern einigermaßen bequem machten.

Es war ein trauriger Zug. Mein Mann lag mit der gelben Gesichtsfarbe und den geschlossenen Augen wie ein Toter da. Eine freundliche Hand hatte ihn noch zum Abschied Rosen auf die Brust gelegt, was den trüben Eindruck nur noch erhöhte. Die Schwester und ich gingen nebenher, begleitet von einer Schar neugieriger Straßenkinder. Dieser Weg ist eine meiner schredlichsten Erinnerungen und schien mir endlos lang. Gott sei Dank kam unterwegs kein Hustenanfall, die frische Luft war ihm anscheinend ganz wohltuend. Auf dem ganzen Wege mußten wir uns durch dichtes Gedränge durcharbeiten; die Träger mußten oft stehen bleiben, um Truppen, Munitionskolonnen, Notekreuz-Wagen und unzählige Militärautos vorüber zu lassen. Es war ein aufregendes sriegsleben und -treiben.

Wir belamen einen ganz leeren Mannschaftswagen für uns allein. Das war wunderbar, wir konnten nach Belieben lüften und uns ausbreiten, hatten Platz für alles Verbandszeug, Spülflaschen und sonstige Sachen. Auch für die Schwester und mich war nun gut gesorgt, denn der Wagen enthielt acht leere Betten. Bis zum nächsten Morgen blieben wir noch in Osterode, erst dann setzte sich dies endlose fahrtrübe Krankenhaus, es waren 35 Wagen, langsam in Bewegung.

Meinem Mann bekam die Reise nicht schlecht, er fühlte sich anscheinend wohl, als in dem Lazarett in Osterode.

In Marienwerder, wo wir Sonntag früh nach 40stündiger Fahrt ankamen, traf endlich zu meiner großen Freude die Nachricht ein, daß wir direkt nach Danzig führen. Umgekehrt 4 Uhr nachmittags würde der Zug da einlaufen. Wir hatten hier wieder längeren Aufenthalt, und ich benutzte die Zeit, um nach Hause zu telefonieren. Ich bestellte meine Kinder mit einem Auto an die Bahn, ließ auch gleich im Krankenhaus ein Zimmer für meinen Mann reservieren. Alles klappte von nun an vorzüglich, es ging mit fahrplanmäßiger Geschwindigkeit nach Danzig. Wie froh war ich, daß wir nun wirklich antamen; unsere Kinder, begleitet von einem Onkel, der alles besorgt hatte, empfingen uns. Sie waren glücklich, ihren Vater wieder zu haben, wenn auch das Wiedersehen sehr traurig war! Er lag wieder in Uniform auf der Bahre, brauchte aber nur bis ans Auto getragen zu werden. Dann legten wir uns alle zu ihm hinein und fuhrten nach dem in der Nähe gelegenen Marienkrankenhaus, wo alles vorbereitet war.